

NZZ Sonntag 16.3. 2014

EU-Forschungsförderung führt zu exzellenter Bürokratie

Internationale Wettbewerbe um Forschungsmittel sorgen für Arbeit statt für akademische Qualität. Noch nicht erbrachte Leistungen lassen sich gar nicht objektiv bewerten, **schreibt Mathias Binswanger**

Momentan ist die Forschungsförderung der EU ein wichtiges Thema, weil die Schweiz nach der Annahme der Masseneinwanderungsinitiative vermutlich nicht mehr als vollwertiges Mitglied mitmachen darf. Doch was bedeutet weniger EU-Förderung überhaupt für unser Land?

Exponenten von Schweizer Universitäten haben uns schon mehrfach wissen lassen, dies sei eine Tragödie. So schrieb etwa der neue Rektor der Universität Zürich jüngst in dieser Zeitung: Gute Wissenschaft und Innovation entstehen dort, wo hervorragende Leute über Grenzen hinweg untereinander in einen Wettbewerb um Fördermittel treten können. Denn Wettbewerb stimuliert Exzellenz. Und internationaler Wettbewerb stimuliert internationale Exzellenz.

Diese Sichtweise entspricht einem heute oft und gerne vertretenen Irrtum, nämlich dem Irrtum, man könne durch die Einführung von künstlichen Wettbewerben Qualität - in der Wissenschaft Exzellenz genannt - herbeizaubern. Solche Wettbewerbe funktionieren aber nur dort, wo es um quantitativ messbare Leistungen geht. Im Sport lässt sich das leicht erkennen. In vielen Sportarten, wie etwa einem 100-Meter-Lauf, ist die Leistungsmessung kein Problem. Man kann leicht feststellen, wie lange ein einzelner Läufer braucht, um 100 Meter zu rennen, und es lässt sich dann ein exaktes Ranking erstellen.

Sobald die Qualität mit ins Spiel kommt, wird die Sache hingegen schwierig. Das zeigt sich bei Sportdisziplinen wie Kunstturnen oder Eiskunstlauf. Dort geht es nicht mehr um quantitativ erfassbare Leistungen, sondern um die Qualität einer Darbietung. Doch da im Sport am Schluss nur die Rangliste zählt, versucht man die Qualität einer Vorführung trotzdem zu quantifizieren, indem man sie von einer Fachjury bewerten lässt. Deren Mitglieder sind dann auf oftmals rätselhafteste Art und Weise in der Lage, die Kür einer Eiskunstläuferin nur einige Sekunden

nach dem Ende der Vorführung mit einer exakten Zahl zu bewerten.

Das geht deshalb, weil Fachjurys sich bei ihrem Qualitätsurteil vor allem auf quantitativ fassbare Kriterien stützen, die dann als Indikatoren für Qualität herhalten müssen. Beim Eiskunstlauf sind dies vor allem die Anzahl der erfolgreich absolvierten Dreifach- oder heute sogar Vierfachsprünge. So ist Eiskunstlaufen zu einer seltsamen Veranstaltung geworden, bei der eine Kür als Vorwand dient, die Fachjury in kurzer Zeit mit möglichst vielen Axels, Salchows oder Rittbergers zu beeindrucken, die als zusätzliches Erschwernis noch zum Rhythmus einer dazu gespielten Melodie passen müssen. Es geht in Wirklichkeit nicht mehr um Qualität, sondern darum, die Jury mit messbarer Quantität zu beeindrucken.

So ist das auch in der Wissenschaft. Statt um Medaillen geht es dort hauptsächlich darum, möglichst viele Projekte zu akquirieren. Wer das am besten kann, der landet

dann bei den internationalen Universitätsrankings weit oben und gilt als exzellenter Forscher. Hier offenbart sich eine simple Tonnenideologie. Exzellente ist jemand, der viele Forschungsgelder abkassiert. Der Inhalt der Forschung ist hingegen zur Nebensache verkommen, da er für die Rankings bedeutungslos ist.

Allerdings führen die Wissenschaftler bei den EU-weiten Projektwettkämpfen keine vollbrachten, sondern geplante Leistungen vor. Wie beim Eiskunstlaufen geht es darum, eine Jury mit quantitativ fassbaren Details zu beeindrucken. Konkret heisst dies etwa: möglichst lange Publikations- und Projektlisten, möglichst viel internationale Vernetzung und möglichst exakte Zeitpläne und im Vorhinein (!) beschriebene Resultate. Und damit das nicht zu einfach wird, werden noch zusätzliche bürokratische Hürden eingebaut: umfangreiche und komplizierte Antragsformulare, exakte Vorschriften der Arbeitszeiterfassung und Zwang zur ständigen Ablieferung von Berichten, die im Normalfall nie jemand liest. Zwar wird nach jedem Rahmenprogramm in schöner Regelmässigkeit versprochen, dass das nächste Rahmenprogramm unbürokratischer werde. Aber in Wirklichkeit wird die Bürokratie von Rahmenprogramm zu Rahmenprogramm einfach kreativ weiterentwickelt.

Der EU-Forschungswettbewerb stimuliert somit wenig Forschungsexzellenz, sondern eher Exzellenz im Umgang mit der EU-Bürokratie und das Wissen, wie man die Projektjurys beeindrucken kann. Kein Wunder, dass die im EU-Wettbewerb geförderte Forschung zunehmend zu einem eigentlichen Beschäftigungsprogramm geworden ist. Der stolze Hinweis von Euresearch, dass die Forschungszusammenarbeit mit der EU von 2007 bis 2012 in der Schweiz 8000 Arbeitsplätze geschaffen hat, zeigt das sehr schön. Für die Schaffung von Arbeitsplätzen sind die EU-Programme tatsächlich wichtig. Ob dies auch für den Inhalt der Forschung gilt, ist eine ganz andere Frage.

Mathias Binswanger



Mathias Binswanger, 51, ist Professor für Volkswirtschaftslehre an der Fachhochschule Nordwestschweiz in Olten und Privatdozent an der Universität St. Gallen. Er ist Autor zahlreicher Artikel und Aufsätze. Im Jahr 2010 erschien sein Buch «Sinnlose Wettbewerbe – Warum wir immer mehr Unsinn produzieren».

:: ::